

GEORG LANGENHORST

## »Es sterben nur die andern«

## Aspekte zum Thema »Sterben« in der Gegenwartsliteratur

*Der Bus fährt  
fast im Schritt  
auf der steinigen Straße.*

*Einmal hält er an,  
und der Fahrer  
unterhält sich mit einem Hirten.*

*Wenig später mit einer Frau,  
deren Mann gestorben ist  
und die ihm einen Brief  
ins Dorf mitgibt.*

*Er ist jung.  
Es sterben nur die andern.*

Knapp gesetzte lakonische Verse aus der Feder des in Karlsruhe lebenden deutschen Lyrikers *Walter Helmut Fritz* (\*1929)<sup>1</sup>. Schmucklose, nur assoziativ skizzierte Bilder einer Alltagsbegegnung: ein Busfahrer, ein Hirte, eine alte Frau; ein Bus, eine Straße, ein Brief. Thema des Gedichtes ist das Sterben, völlig nüchtern und emotionslos ans Ende dieser elf Verse gesetzt. Ja, Sterben gehört zu dieser kargen Alltagsszenerie, doch seltsam – nicht als Anlaß zu einer existentiellen Selbstreflexion, sondern in der nüchternen Feststellung: die andern sind es, die sterben, und wir, die Lebenden, begnügen uns mit der bloßen Zurenntnisnahme. Ein Zeugnis der Abgestumpftheit unserer Wahrnehmung?

Die Dimension der Sterblichkeit als unleugbare Realität mitten im Leben, sei es der Tod lieber Weggefährten oder das Wissen um das eigene Lebensende: Kein anderes Thema, keine andere Dimension des menschlichen Daseins beschäftigt von jeher die Literatur mehr als das Ringen um einen Sinn, eine Bedeutung, wenigstens ein Verstehen der Endlichkeit allen Lebens.<sup>2</sup>

Gerade in den letzten Jahrzehnten vollzieht sich diese bewußte Sprach-Setzung der Literatur jedoch gegen eine *doppelte Tabuisierungstendenz*, die den gegenwärtigen Umgang, besser: Nicht-Umgang, mit der Dimension des Sterbens prägt. Immer mehr wird das Sterben einerseits aus dem Bewußtsein des Alltagslebens verdrängt, den verschiedenen »Spezialisten« in Medizin und Seelsorge überlassen. Andererseits flimmert uns jedoch der tausendfache, anonyme Nachrichtentod vermischt mit dem gestalteten Unterhaltungssterben der Krimis und Western über den allpräsenten Bildschirm ins tägliche Bewußtsein.

Beide Tendenzen, die Abdrängung des Sterbens aus der konkreten Alltagserfahrung einerseits, wie die medienmögliche Bezeugung der tatsächlichen oder nur gespielten To-

desinflation andererseits, fördern jedoch die gleiche Grundausrichtung: In der Tat, scheinbar sind es wirklich nur stets »andere«, die sterben. Tod und Sterben werden letztlich irreal, unfassbar, der Sprache und Vorstellung entzogen. Ein verantwortungsvoller ethischer Umgang mit der eigenen wie fremden Sterblichkeit ist aber gerade so unmöglich.

### 1. Gegen die Entsprachlichung des Sterbens

Gegen diese Entsprachlichung des Sterbens aber begehren Schriftsteller und Schriftstellerinnen auf. Sie, die mehr als andere die geistigen Strömungen der Zeit feinfühlig erfassen und in Sprache zu gießen versuchen, wollen das Sterben besprechbar, begreifbar, vielleicht bewältigbar machen. Nur wenige zentrale Beispiele sind hier zu benennen:<sup>3</sup>

*Ein Hund  
der stirbt  
und der weiß  
daß er stirbt  
wie ein Hund*

*und der sagen kann  
daß er weiß  
daß er stirbt  
wie ein Hund  
ist ein Mensch*

»Definition«<sup>4</sup> nannte der Lyriker *Erich Fried* (1921–1988) diese 1964 in seinen »Warngedichten« veröffentlichten Verse, und der Titel ist ganz wörtlich gemeint: Das Wissen des Menschen um seine Sterblichkeit und die Fähigkeit des Menschen, darüber zu sprechen, definieren ihn wesensmäßig, machen gleichzeitig seine Größe und sein Elend aus. In der Schlußfolgerung heißt dies aber: Eine Verdrängung des Sterbens, ein Sprachverlust im Hinblick auf den Tod, beschwört die Gefahr herauf, daß der Mensch seine Existenz letztlich verfehlt, verkennt. Eine bewußte Auseinandersetzung mit der Sterblichkeit des Menschen wird hier zum ethischen Gebot.

Wie keine andere deutsche Autorin hat sich gerade *Marie Luise Kaschnitz* (1901–1974) mit der Dimension des Sterbens beschäftigt, mit dem Ringen um den Tod, ohne je zu einem begreifbaren Ergebnis zu kommen. Die Auseinandersetzung mit dem Tod ihres geliebten Mannes prägte ihr literarisches Schaffen von Grund auf.<sup>5</sup> »Ohne Tod« heißt ein kurzer Prosatext aus ihrem 1970 erschienenen Bändchen »Steht noch dahin«<sup>6</sup>: Was wäre, »wenn einer sich vornähme, das Wort Tod nicht mehr zu benutzen, auch kein anderes, das mit dem Tod zusammenhängt, mit dem Menschentod oder mit dem Sterben der Natur«, so die Ausgangsüberlegung. Zwar: »Er hätte es nicht leicht«, denn bis in jede Kleinigkeit der Wahrnehmung hinein ist die Gegenwart der Vergänglichkeit nicht zu übersehen, aber dennoch: es würde »ein schönes Buch, ein paradiesisches Buch«. Implizite Aussage dieses kurzen Textes: Ein Buch, zwar schön, zwar paradiesisch – aber eben nicht menschlich. Unser Dasein ist wesentlich von seiner Endlichkeit, vom Sterben-Müssen, vom Tod geprägt – »wir sind die Seinen«<sup>7</sup>, wie es in dem berühmten Gedicht »Schlussstück« von Rilke heißt.

Wie aber läßt sich mit dem unfaßbaren, auch für Schriftsteller letztlich nicht beschreibbaren Phänomen der menschlichen Sterblichkeit umgehen? In seinem 1991 veröffentlichten, von der kritischen Leseöffentlichkeit begeistert aufgenommenen Erfolgsroman »Die folgende Geschichte«<sup>8</sup> gelingt es dem Holländer *Cees Nooteboom* (\*1933) wie nur wenigen Autoren der Gegenwart, sich dem Thema anzunähern, indem er die unterschiedlichsten Betrachtungen des Todes – etwa aus Sicht der Naturwissenschaft oder der klassischen Philosophie, erzählt als Biologie- oder Griechisch-Schulstunde – mit mehreren Sterbeberichten in ein literarisch stimmiges Ganzes verwebt. Ohne eine eigengeprägte Version aufzuzwingen, trägt der Haupterzähler die Erzählfäden zusammen und ermöglicht den Lesern, ihre eigene existentiell plausible Version auszuwählen. Gerade diese letzte Nichtgreifbarkeit verbindet die Erzählform des Romans kongenial mit seinem Thema.

## 2. Das Sterben der Eltern: Selbstfindung der Kinder

Überblickt man die weitere Gegenwartsliteratur, so wird deutlich, daß die schriftstellerische Auseinandersetzung mit dem Sterben primär einer neuen Selbstdefinition des eigenen Lebens dient. »Bitte nicht sterben«<sup>9</sup> – dieser programmatisch betitelte neue Roman von *Gabriele Wohmann* steht dabei außerhalb der breiten Schreibtradition, beschreibt er doch das Sich-an-das-Leben-der-Mutter-Klammern einer erwachsenen Tochter. Nein, für sehr viele andere Schriftsteller beginnt die wirkliche Auseinandersetzung mit den Eltern erst angesichts deren Sterben oder sogar erst nach deren Tod.

Das wird deutlich an einer zahlenmäßig erstaunlich umfangreichen Reihe von stark autobiographisch geprägten Romanen, in denen der Tod des Vaters<sup>10</sup> oder seltener der Mutter zum Anlaß einer nachträglichen, im Leben verpaßten oder bewußt verdrängten Klärung der Eltern-Kind-Beziehung wird. Nur die wichtigsten dieser Romane können erwähnt werden: Angefangen von *Peter Handkes* »Wunschloses Unglück« von 1972 oder *Paul Kerstens* »Der alltägliche Tod meines Vaters« über *Christoph Meckels* »Suchbild«, *Jutta Schuttings* »Der Vater« und *Brigitte Schwaigers* »Lange Abwesenheit« von 1980, über *Ulla Berkéwicz* »Josef stirbt« (1982), *Ludwig Harigs* »Ordnung ist das halbe Leben« (1986) bis zu *Hanns-Josef Ortheils* »Abschied von den Kriegsteilnehmern« (1992): diese Bücher thematisieren in der Reflexion des Sterbens der Eltern gleichzeitig den eigenen Standort der Weiterlebenden. Der Prozeß des Schreibens über Vater und Mutter an ihrem Sterbebett oder an ihrem Grabstein erweist sich als Emanzipations- und Befreiungsbewegung, vor allem angesichts der aktiven oder passiven Verwicklungen der Elterngeneration in die Machenschaften des Nationalsozialismus. Darüber aber ließ sich im Leben gerade nicht sprechen, dieses Thema war zu Lebzeiten das große Tabu – vor allem, weil sich die Entwicklungen des gesellschaftlichen Makrokosmos im Binnenraum des familiären Mikrokosmos spiegelten.

Eine – zuvor stets verpaßte und nun wehmütig eingeklagte – Auseinandersetzung mit der Elterngeneration in ihrer politischen Verantwortung erweist sich aber für die Generation der Träger der »Gnade der späten Geburt« als lebensnotwendig, als unumgänglich zur Klärung der eigenen Identität. Die Form dieser Auseinandersetzung kann dabei variieren – von der »nachgetragenen Liebe«<sup>11</sup> eines *Peter Härtling* bis zur gleichfalls titelgebenden »Abrechnung«<sup>12</sup> eines *Niklas Frank*. Programmatisch heißt es in dem dieser Tradition ebenfalls zugehörigen Roman »Die kleine Figur meines Vaters« des Wiener Schriftstellers

*Peter Henisch* (\*1943): »Ich muß mich, glaube ich, aus DEINER Geschichte heraus schreiben, mich DEINER Geschichte gegenüber emanzipieren, um MEINE zu finden.«<sup>13</sup>

### 3. Sterbebegleitung: Abschied und Neuanfang

In einigen dieser Romane wird auch jener Aspekt angesprochen, der vor allem in *Simone de Beauvoirs* »Ein sanfter Tod« von 1964 tiefwirkenden literarischen Niederschlag gefunden hat: ein intensives Begleiten des Sterbeprozesses von Vater oder Mutter, in dem Selbstreflexion und Rückschau auf das sich dem Ende zuneigende Leben ineinander fließen. Vor allem der bayerische Schriftsteller *Ludwig Fels* (\*1946) hat hier zuletzt mit »Der Himmel war eine große Gegenwart« von 1990 ein wichtiges Buch vorgelegt. Angesichts des Sterbens seiner Mutter schildert er unbarmherzig und genau seine eigenen verschiedenen Reaktionsstufen: Protest, Wunsch zur letzten Aussprache, versuchte Begleitung der Sterbenden, Mechanismen zur Ablenkung, aber auch Unwillen: »Ich wünsche mir ihren Tod jetzt, bin fast ungehalten, daß sie so langsam stirbt.«<sup>14</sup> Am Ende aber steht die erneute Zuwendung des Sohnes zum eigenen, durch das bezeugte Sterben freilich beschattete Leben.

Zu derartigen Beschreibungen des Sterbens nahestehender Menschen im Sinne einer gleichzeitigen Selbstbesinnung auf das eigene Weiterleben zählt auch das 1991 von dem Kölner Schriftsteller *Dieter Wellershoff* (\*1925) veröffentlichte Buch »Blick auf einen fernen Berg«, in dem er sprachmächtig das von ihm intensiv begleitete Sterben seines jüngeren Bruders und vor allem seinen eigenen Umgang damit als Weiter-Lebender wiedergibt. Warum durfte er, der ältere, weiterleben? Und entdeckt er, der den Todesprozeß in jedem seiner Stadien beobachten mußte, jetzt nicht täglich an sich selbst scheinbar ähnliche Symptome? Schuldgefühle und Lebensmißtrauen: »man tritt nicht mit einem Schritt aus dem Schatten heraus, der mit dem Tod eines vertrauten Menschen über einen fällt«<sup>15</sup>.

### 4. Das eigene Sterben: Zwischen Protest und Ringen um Bedeutung

Wie aber setzen sich Schriftsteller mit der Einsicht auseinander, daß es eben doch nicht immer die anderen sind, die sterben, sondern schließlich ein jeder selbst? Wiederum ist zunächst die Autobiographie jene literarische Form, die die beeindruckendsten Zeugnisse liefert, etwa *Peter Nolls* »Diktate über Sterben und Tod« von 1984 oder *Maxi Wanders* »Leben wäre eine prima Alternative« von 1980.

Vor allem das Todesringen eines unter dem Pseudonym *Fritz Zorn* schreibenden Schweizers, 1977 unter dem Titel »Mars« erschienen, hat durch seine letztgültige Unversöhnbarkeit, durch seine bleibende Anklage der Bedingungen, die zu seiner tödlichen Erkrankung führten, bis heute nichts an Schärfe und Herausforderung verloren: »Ich bin jung und reich und gebildet; und ich bin unglücklich, neurotisch und allein... Natürlich habe ich auch Krebs.«<sup>16</sup> Hier schreibt ein Sterbender ungeschminkt seinen brüllenden Protest gegen das Todesurteil Krebs, getrieben von einer letzten Hoffnung auf das Wunder einer Heilung und dem trotzigem Glauben an den Sinn des Aufbegehrens. Noch 1986 wurde eine »Antwort an Fritz Zorn« veröffentlicht, mit dem Titel »Krebs kann auch eine Chance sein« (*Christiane Lenker*).

Protest gegen das Sterben als ethisch motivierter Protest im Namen der Menschlichkeit, besonders – wenn auch nicht ausschließlich – gegen den unzeitgemäßen, allzu frühen, widersinnigen Tod: Dieses Motiv zieht sich freilich durch die gesamte Literatur, die sich mit dem Thema befaßt:

*im namen dessen der tote erweckte  
im nahmen des toten der auferstand  
wir protestieren gegen den Tod von gustav e. lips*

so der Schweizer Pfarrer und Lyriker *Kurt Marti* in einer seiner dichterischen »Leichenreden« aus dem Jahre 1969. Protest gegen den Tod gerade im Namen Gottes – warum? Was zeichnete diesen Gustav E. Lips aus?

*erstens war er zu jung  
zweitens seiner frau ein zärtlicher mann  
drittens zwei kindern ein lustiger vater  
viertens den freunden ein guter freund  
fünftens erfüllt von vielen ideen<sup>17</sup>*

Doch nachgefragt: das eigene Sterben? Nur wenige große Autoren versuchen, unabhängig von akuten Erkrankungen oder dem Bezeugen des Sterbens von Nahestehenden sich bewußt auf ihr eigenes Lebensende vorzubereiten, sich selbst der Tatsache des eigenen Sterben-Müssens zu stellen – und diesen Prozeß literarisch zu bezeugen. »Es wird Zeit, nicht bloß an den Tod zu denken, sondern vom eigenen Tod zu reden. Weder feierlich noch witzig. Nicht vom Tod allgemein, sondern vom eigenen Tod«<sup>18</sup>, schrieb der 1991 verstorbene Schweizer Schriftsteller *Max Frisch* bereits in seiner 1975 erschienenen autobiographisch gefärbten Erzählung »Montauk«. Und so gehört denn sein dreiteiliges Szenenstück »Triptychon« (1978) genauso zu den klassischen literarischen Auseinandersetzungen mit dem Thema Sterben wie der spätere Roman »Der Mensch erscheint im Holozän« (1979).

Sterbevorbereitung aber betrifft die Gedanken über die bewußte Gestaltung der noch verbleibenden Lebensspanne. Wieder ist es *Erich Fried*, der diesen Blick auf die verbleibende Zeit in seinem Gedicht »Bevor ich sterbe«<sup>19</sup> meisterhaft in Sprache kleidet. Es endet mit den Versen:

*Bevor ich sterbe  
noch einmal sprechen  
von Liebe  
damit doch einige sagen:  
Das gab es  
das muß es geben*

*Noch einmal sprechen  
vom Glück der Hoffnung auf Glück  
damit doch einige fragen:  
Was war das  
wann kommt es wieder?*

Vor allem in Zeiten von AIDS stellt sich die Frage nach dem Umgang mit dem eigenen Sterben-Müssen, nach den Lebensverwicklungen, die zu dieser Krankheit führten und den gleichgültigen Reaktionen der Umwelt in neuer Schärfe. In allerjüngster Zeit war es vor allem der jüdisch-amerikanische Erfolgsschriftsteller *Harold Brodsky*, der mit seiner – im Titel einem Roman von Gabriel García Márquez angelehnten – »Chronik eines angekündigten Todes« in den großen internationalen Zeitschriften<sup>20</sup> für Aufmerksamkeit, ja schockierendes Aufsehen sorgte. Gerade er als Schriftsteller sieht es als seine Aufgabe an, die Erkrankung an AIDS und die Auseinandersetzung mit dem eigenen Sterben zum öffentlichen Thema zu machen.

Sterben und Tod besprechbar zu machen, den Tabuisierungstendenzen der Gegenwartsströmungen zu entreißen, im Thematisieren des Todes das Leben selbst neu zu erkennen – dies vor allem also sind die Zielausrichtungen und selbstgestellten Ansprüche der genannten Schriftstellerinnen und Schriftsteller; und nur wenige repräsentative Stimmen aus einem vielfältigen und großen Chor konnten kurz zu Wort kommen.

### 5. Sterben – und dann?

Doch nach dem Tod? Nur wenige zeitgenössische Autoren wagen eine Sprachsetzung ihrer über das irdische Dasein hinausreichenden Hoffnungen. All zu deutlich klingt die wirkmächtige, 1926 im Gedicht »Gegen Verführung« geäußerte Warnung Bertolt Brechts in den Ohren:

*Laßt euch nicht verführen!  
Es gibt keine Wiederkehr.<sup>21</sup>*

Um so mehr überrascht etwa *Kurt Martis* rebellische Hoffnung in ihrer Unverblümt-heit. Eines der letzten Gedichte seiner »Leichenreden« beginnt mit den Versen »das könnte manchen herren so passen« und schließt:

*aber es kommt eine auferstehung  
die anders ganz anders wird als wir dachten  
es kommt eine auferstehung die ist  
der aufstand gottes gegen die herren  
und gegen den herrn aller herren: den tod<sup>22</sup>*

Vorsichtiger und zurückhaltender formuliert *Marie Luise Kaschnitz* in ihrem Gedicht »Ein Leben nach dem Tode«. Auf die Frage, ob sie daran glaube, daß mit dem Sterben noch nicht alles zu Ende sei, ob sie an ein Leben auch nach dem Tode glaube, antwortete sie mit »Ja«, aber wie das aussehe, weiß sie nur in Bildern, in Sprach- und Vorstellungsversuchen zu umschreiben. Nur tastende, unscharfe Bilder? Das Gedicht endet mit den Worten:

*Mehr also, fragen die Frager  
Erwarten Sie nicht nach dem Tode?  
Und ich antworte  
Weniger nicht.<sup>23</sup>*

## ANMERKUNGEN

- <sup>1</sup> WALTER HELMUT FRITZ, »Es sterben nur die andern«, in: DERS., *Mit einer Feder aus den Flügeln des Ikarus. Ausgewählte Gedichte*, Frankfurt 1989, 17.
- <sup>2</sup> Davon zeugen u. a. drei neuere literarische Anthologien, die zahlreiche Textbeispiele liefern: FRIEDERIKE WALLER (HRSG.), *Alles ist nur Übergang. Gedichte und Texte über das Sterben*, Frankfurt 1988; FRANZ W. NIEHL/RÜDIGER KALDEWEY (HRSG.), *Möchten Sie unsterblich sein? Ein Lesebuch* (München 1992). INGE UND ERICH JOOSS (HRSG.), *Der Tod ist in der Welt. Gedichte zu Sterben und Tod*, Würzburg 1993.
- <sup>3</sup> Von den zahlreichen neueren Beiträgen zum Thema sei nur hingewiesen auf: MAGDA MOTTÉ, *Der Mensch vor dem Tod in ausgewählten Werken der Gegenwartsliteratur*, in: HANS HELMUT JANSEN (HRSG.), *Der Tod in Dichtung, Philosophie und Kunst*, Darmstadt <sup>2</sup>1989, 487–502 – dort weitere interessante Beiträge; WALTER FALK, *Über die Bedeutung des Todes in der deutschen Literatur der achtziger Jahre*, in: HARALD WAGNER (HRSG.), *Ars moriendi. Erwägungen zur Kunst des Sterbens*, Freiburg/Basel/Wien 1989, 176–198.
- <sup>4</sup> Jetzt in: ERICH FRIED, *Gesammelte Werke, Gedichte I*, Berlin 1993, 337.
- <sup>5</sup> Vgl. die Untersuchung von ULRIKE SUHR, *Poesie als Sprache des Glaubens. Eine theologische Untersuchung des literarischen Werkes von Marie Luise Kaschnitz*, Stuttgart/Berlin/Köln 1992, bes. 186–224.
- <sup>6</sup> MARIE LUISE KASCHNITZ, »Ohne Tod«, in: DIES., *Steht noch dahin*, Frankfurt 1970, 21.
- <sup>7</sup> RAINER MARIA RILKE, »Schlussstück«, in: DERS., *Das Buch der Bilder*, <sup>1</sup>1902, Frankfurt 1973, 112.
- <sup>8</sup> CEES NOOTEBOOM, *Die folgende Geschichte*, Frankfurt 1991.
- <sup>9</sup> GABRIELE WOHMANN, *Bitte nicht sterben*, Roman, München 1993.
- <sup>10</sup> Vgl. hierzu: GEORG LANGENHORST, »Vatersuche« in deutschen Romanen der letzten 20 Jahre. Zur Renaissance eines literarischen Urmotivs, in: *Literatur für Leser*, 1994, 23–35.
- <sup>11</sup> PETER HÄRTLING, *Nachgetragene Liebe*, Darmstadt 1980.
- <sup>12</sup> NIKLAS FRANK, *Der Vater. Eine Abrechnung*, München o. J. – um 1986.
- <sup>13</sup> PETER HENISCH, *Die kleine Figur meines Vaters*, Frankfurt 1975, 21.
- <sup>14</sup> LUDWIG FELS, *Der Himmel war eine große Gegenwart. Ein Abschied*, <sup>1</sup>1990, München 1992, 66.
- <sup>15</sup> DIETER WELLERSHOFF, *Blick auf einen fernen Berg*, <sup>1</sup>1991, Frankfurt 1993, 205.
- <sup>16</sup> Vgl. hierzu: GEORG LANGENHORST, *Hiob unser Zeitgenosse. Die literarische Hiob-Rezeption im 20. Jahrhundert als theologische Herausforderung*, Mainz 1994, 303–309.
- <sup>17</sup> KURT MARTI, *Leichenreden*, <sup>1</sup>1969, Frankfurt 1991, 23.
- <sup>18</sup> MAX FRISCH, *Montauk. Eine Erzählung*, <sup>1</sup>1975, Frankfurt 1981, 202.
- <sup>19</sup> ERICH FRIED, *Gesammelte Werke. Gedichte II*, Berlin 1993, 471.
- <sup>20</sup> Vgl. *Süddeutsche Zeitung Magazin* vom 11. 3. 1994.
- <sup>21</sup> BERTOLT BRECHT, *Gegen Verführung*, z. B. in: DERS., *Die Gedichte in einem Band*, Frankfurt 1990, 260.
- <sup>22</sup> KURT MARTI, *Leichenreden* (s. Anm. 17), 63.
- <sup>23</sup> MARIE LUISE KASCHNITZ, »Ein Leben nach dem Tode«, in: DIES., *Kein Zauberspruch. Gedichte*, <sup>1</sup>1972, Frankfurt 1986, 119f.